Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/4 7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 208. **Dienstag** den 25. April 1899. **93. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 25. April.

Wie wir im gestrigen Abendblatte an anderer Stelle mittheilten, glaubt die „Post" die Aussichten des **Fleischbeschaugesetzes** als nicht ganz schlecht beziehnen und die Erwartung hegen zu dürfen, daß der Bundesrath die Bestimmungen der Vorlage über die Untersuchungspflicht für die Hausschlachtungen ganz fallen und wegen der für ihn in Aussicht genommenen Vollmachten mit sich reden lassen werde. Heute äußert sich die „Nordd. Allgem. Ztg." über die Vorlage folgendermaßen:

Die Reichstagscommission, der die Berathung des Gesetzentwurfs, betreffend die Schlachtvieh- und Fleischbeschau, zugewiesen ist, sieht sich einer verantwortungsvollen Aufgabe gegenübergestellt. Die Nothwendigkeit und Dringlichkeit von Bestimmungen zur Durchführung einer einheitlichen reichsgesetzlichen Fleischbeschau ist bei der ersten Lesung der Vorlage im Reichstage von keiner Seite bestritten worden. Die Befreiung der Hausschlachtungen von der allgemeinen Regelung wäre ein verhängnißvoller Schritt, der nicht nur das dem Fleischbeschaugesetz zu Grunde liegende Princip in bedenklicher Weise durchbrechen, sondern auch praktische Bedenken rege machen müßte. Da das Fleisch der im ländlichen Haushalt geschlachteten Thiere zur Nahrung für eine große Anzahl von Landesbewohnern Verwendung findet, ferner vielfach zur Versendung und zum Verkauf gelangt, so würde solchergestalt ein nicht unbeträchtlicher Theil des für den Consum der Bevölkerung bestimmten Fleisches der Schaucontrole entzogen sein, eine Consequenz, die unter Umständen sich als sehr mißlich erweisen könnte. Die in Aussicht genommenen Vorschriften über die Behandlung der nach Deutschland eingeführten Fleischwaaren sind das Ergebniß von Erwägungen, welche den praktischen Verhältnissen Rechnung tragen. Die zweifache Beschau läßt sich bei der Einfuhr von Fleisch aus dem Auslande nicht verwirklichen. Die Vorlage hat mithin die allgemeinen Vorschriften in ihrer Anwendung auf das ausländische Fleisch entsprechend abändern müssen. Einen gewissen Ersatz für die Untersuchung der lebenden Schlachtthiere bietet sich in den (bekannten) Ermächtigungen des Bundesraths. Hierdurch soll bis zu einem gewissen Maße Ersatz für die das inländische Fleisch betreffende Vorschau geboten werden. Man hat diesen Ausweg wählen müssen, weil als feststehend zu betrachten ist, daß das deutsche Reich gegenwärtig noch genöthigt ist, seinen Fleischbedarf zum Theil vom Auslande zu beziehen, und daß die Gesundheitsverhältnisse des ausländischen Viehes noch nicht so gestaltet sind, um die Zulassung des lebenden ausländischen Viehes über die deutschen Grenzen in breiterem Umfange als bisher zuzugestehen. Obgleich die einheimische Viehzucht in einem erfreulichen Aufschwunge begriffen ist und die Hoffnung ausgesprochen werden darf, daß ihre Productionsfähigkeit an Fleisch in Zukunft sich weiterhin so entwickeln wird, daß die Zufuhren des Auslandes entbehrt werden können, so kann doch für die Gegenwart eine der jetzigen Einfuhr-Werthsumme von 69 Millionen Mark entsprechende Einfuhr von 835 963 Doppel-Centnern Fleisch nicht ausgeschlossen werden. Sollten die bezüglichen Verhältnisse in Zukunft sich ändern, so ist gerade durch den vorliegenden Gesetzentwurf über die Fleischbeschau die Handhabe geboten, der inländischen Fleischproduction einen Vorsprung vor der ausländischen Concurrenz zu sichern.

Das klingt jedenfalls nicht so, als ob man an der Stelle, als deren Organ die „Nordd. Allgem. Ztg." anzusehen ist, die Absicht hegte, die Befreiung der Hausschlachtungen von der allgemeinen Regel zuzugestehen und die für den Bundesrath geforderten Vollmachten zu Gunsten fester und schärferer Bestimmungen über die Untersuchung eingeführter Fleischwaaren beschränken zu lassen. Die Commission wird daher vergebens arbeiten, wenn sie im Vertrauen auf die Vermuthung der „Post" auf den Standpunct sich stellt, den bei der ersten Lesung im Plenum besonders der Führer des Bundes der Landwirthe einnahm. Erleichterungen der Untersuchungspflicht für die Hausschlachtungen werden sich vielleicht ohne besondere Nachtheile ermöglichen lassen. Aber bezüglich der eingeführten Fleischwaaren wird der Bundesrath im Wesentlichen an seinen Forderungen festhalten müssen, wenn nicht nach dem Vorschlage des Abgeordneten Sieg ein Ausweg dahin getroffen wird, daß man die Einfuhr auswärtiger Fleischfabrikate durch die Einfuhr lebenden Viehes aus seuchenfreien Gegenden, das dann durch deutsche Thierärzte bei uns untersucht werden könnte, möglichst zu verdrängen sucht.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Das erfahren die **Conservativen** des Reichstagswahlkreises Melle-Diepholz und ihre Gesinnungsgenossen im Reiche, soweit sie nicht von vornherein das gewagte Experiment der landräthlichen Candidatur mißbilligt haben. Die **Klerikalen** sind den Nationalliberalen sicherlich nicht hold und die Verdoppelung der nationalliberalen Stimmenzahl bei der Ersatzwahl in Melle-Diepholz hat sie gewiß nicht erfreut. Größer aber noch als die Mißgunst gegen alle Nationalliberalen ist die Schadenfreude über die Niederlage, die die Conservativen sich zugezogen haben. So schreibt die „Köln. Volksztg.": „Wir haben die Hoffnungen der Conservativen nicht getheilt und sind durch das Wahlresultat in keiner Weise überrascht. Zwar war uns nicht unbekannt, daß die Behörden in Melle-Diepholz für Herrn v. Pestel ins Zeug gingen, aber in Westdeutschland wirkt das lange nicht so, wie jenseits der Elbe; es kann sogar vorkommen, daß Regierungsprotection bei Wahlen nachtheilig wirkt. An „Disciplin" gewöhnte Pommern oder Ostpreußen würden allerdings den Landrath gewählt haben, aber die Hannoveraner sind aus anderem Holze geschnitzt. Man hat es sich doch zu leicht gedacht, den Conservatismus in Hannover einzuführen, indem man der Autorität des Bundesdirectors Dr. Hahn folgte, der allerdings einer der größten Feldherren aller Zeiten wäre, wenn man Siege mit dem Munde und mit Illusionen erfechten könnte." Verspottet die „K. V.-Z." die Conservativen und den Bund der Landwirthe, so gilt die zärtliche Sorge der „Germania" den befreundeten Welfen. Das Centrum ist zwar in den letzten Jahren sehr „national" geworden und kann sich auf hohe und höchste Anerkennung berufen, wie nur irgend ein Fabrikant eines neuen Mundwassers, aber es versteht mit einer nationalen Gesinnung sehr wohl die Fürsorge für eine Partei zu vereinen, die ohne Gewissensbisse das deutsche Reich in Flammen aufgehen ließe, wenn nur aus der Asche das Königreich Hannover neu erstände. Wenn übrigens die „Germania" den Sieg des welfischen Candidaten in der Stichwahl inbrünstig erhofft, so darf man sich damit trösten, daß die Klerikalen im Wahlkreise Melle-Diepholz „nix to seggen" haben. Denn der Wahlkreis ist nur zu 12 Proc., also kaum zu einem Achtel, katholisch und soweit die Katholiken des Kreises ultramontan gesinnt sind, haben sie natürlich schon im ersten Wahlgange für den Welfen gestimmt. Von dieser Seite also hat der welfische Bewerber trotz aller Wünsche und Hoffnungen der „Germania" in der Stichwahl keinen neuen Zuzug zu erwarten. Immerhin wären die Hoffnungen des ultramontanen Blattes sehr lehrreich für die Conservativen und die Regierung, wenn diese geneigt wären, über die Natur des Centrums sich belehren zu lassen.

Der Mangel an **deutschen Priestern** bildet eine beständige Klage der Deutschen in den **österreichischen** Sudetenländern. Der tschechische Seelsorger ist auf deutschem Boden gewöhnlich der Bahnbrecher der Tschechisirung. Er zieht tschechisches Gesinde heran und läßt sich von den Tschechisirungsvereinen, die das Anässigmachen tschechischer Elemente in deutschen Orten betreiben, als Mittelsperson gebrauchen. Für die Zugewanderten wird dann tschechischer Gottesdienst eingeführt, bald wird überhaupt nicht mehr deutsch gepredigt und das Ende ist die tschechische Schule. So sind viele deutsche Orte an der Sprachgrenze der Tschechisirung zugeführt worden. Der Ruf nach deutschen Priestern verhallte ungehört, da der österreichische Episkopat aus Abneigung gegen den deutschen Liberalismus die Slawisirung fördert. In den Priesterseminaren der Sudetenländer studiren fast nur tschechische Bauernsöhne. Das städtische Element geht lieber anderen Berufen nach, Söhne deutscher Bauern halten es aber nur selten in den Seminaren, wo ihnen der Aufenthalt von der tschechischen Umgebung in jeder Weise verleidet wird, bis zum Abschlusse der Studien aus. Maßregeln zur Beseitigung des deutschen Priestermangels hat der schlesische Landtag zuletzt im Jahre 1897 gefordert; die seither unter dem Schlagworte „Los von Rom" in den Fluß gekommene Abfallsbewegung ist der Sache zu statten gekommen, allein nicht von den hierzu berufenen Factoren in Oesterreich kommt die Abhilfe, sondern von auswärts, vom Breslauer Cardinal-Fürstbischof Dr. Kopp, der, wie gemeldet, für den österreichischen Theil seines Bisthums ein deutsches Priesterseminar in Weidenau errichten läßt. Die Tschechen sind darüber sehr entrüstet und ihre Blätter beschuldigen den Cardinal der „systematischen Germanisirung", wenn verhindert wird, daß deutsche Gemeinden tschechische Priester erhalten. Selbstverständlich liegt dem „internationalen" römischen Bischof nicht die Germanisirung der Sudetenländer am Herzen, ihm kommt es nur darauf an, der Los-von-Rom-Bewegung einen Damm entgegenzusetzen, was nur dadurch zu erreichen ist, daß man den Deutschen deutsche Priester giebt und so wenigstens ihr nationales Empfinden beschwichtigt. Der Cardinal-Fürstbischof ist ein kluger Rechner im Dienste Roms, das diesmal, sehr im Widerspruch mit seiner bisherigen Politik, das Deutschthum in Oesterreich fördern muß. Freilich bleibt ihm immer noch die Hoffnung, das nationale Empfinden, nachdem es beschwichtigt ist, zu ersticken. An Mitteln fehlt es der Papstkirche bekanntlich nicht.

Von unterrichteter Seite wird uns geschrieben: Der **englische** Telegraph arbeitet nach und von allen Himmelsrichtungen, **Mißstimmung gegen Deutschland** zu erregen. Bald ist es das Mauthheldenthum eines von einem Clubessen zum anderen taumelnden, bezechten amerikanischen Capitäns, welches das „Bureau Reuter" gesprächig macht, bald werden angeblich aus Berlin stammende Meldungen über die „Ausdehnung des deutschen Einflusses in Kleinasien" von einem Londoner Depeschenbureau in die Welt geschickt. Hat die Nachricht über die Nachtschrede des Capitäns Coghlan den Zweck, die lügenhafte Legende von der feindseligen Haltung Deutschlands gegenüber der Union während des spanisch-amerikanischen Krieges wieder in Gang zu bringen, so soll die Meldung über deutsche Absichten auf Kleinasien jene Märchen aufwärmen, die, auf Rußland berechnet, vor und während der Palästinareise des Kaisers erzählt wurden. In beiden Fällen wird die Absicht nicht erreicht werden. Die Haltung des amerikanischen Staatssekretärs Hay in Sachen Coghlan zeigt deutlich, daß die deutsch-amerikanischen Beziehungen sich zum Besseren gewendet haben. Was aber die Wirkung anbetrifft, welche die Erdichtung deutscher Pläne bezüglich Klein-Asiens auf Rußland ausübt, so kann als Beweis für die Fruchtlosigkeit derartiger Ausstreuungen das Schweigen gelten, das die überwältigende Mehrheit der russischen Blätter seit Monaten allen solchen Nachrichten gegenüber beobachtet. Eine Ausnahme machen nur die „Nowosti", in denen bekanntlich nicht russische, sondern polnisch-französische Federn zu Worte kommen. Gleichwohl wird man darauf gefaßt sein müssen, daß die englischen Preßtreibereien um so consequenter werden fortgesetzt werden, je erfolglosser sie sind.

Kaum hat **England** in **Afrika** mit Frankreich abgerechnet, so richtet sich das Auge des britischen Ländergiers schon wieder auf die **Transvaal-Republik**. Man meldet uns:

* **London**, 24. April. Im Unterhaus beantragte Dillon einen Abstrich bei dem Posten „Vermehrung der Casernenbauten in Südafrika", indem er ausführte, Balfour's frühere Vorlegungen seien ungenügend. Der Minister für die Colonien Chamberlain führte aus, was die Flotte betreffe, so werde von der Regierung in dem Falle, daß irgend eine Macht, so freundlich ihre Beziehungen zu England sein mögen, ihre Flottenmacht erhöhe, in gleichem Maße eine Flottenvermehrung vorgenommen werden, wobei sie nicht den Gedanken an ein offensives Vorgehen, sondern nur den Grundsatz der Defensive im Auge habe und von der Annahme ausgehe, daß sie verpflichtet sei, eine gewisse Proportion zwischen der britischen Flotte und den Flotten anderer Länder aufrecht zu erhalten. In Südafrika handele es sich um eine Landesgrenze, und auf die Landstreitkräfte seien dieselben Grundsätze anzuwenden. Transvaal habe in jüngster Zeit seine Streitkräfte zur Offensive oder Defensive ganz gewaltig vermehrt. Unter solchen Umständen sei die Streitmacht, die die Regierung früher zur Vertheidigung für ausreichend gehalten habe, jetzt völlig unzureichend geworden. — Labouchère und andere Liberale verurtheilten den Ton Chamberlain's scharf, der Antrag auf Abstrich wurde indessen mit 103 gegen 22 Stimmen verworfen.

Auch außerhalb des Parlaments machen die Vorkämpfer des britischen Imperialismus leidenschaftlich Front gegen jede Verminderung der englischen Streitkräfte in Südafrika. Wenn man ihren Darstellungen des Sachverhalts glauben wollte, so stünden die Boeren gerüstet, um bei dem geringsten Anzeichen der Schwäche gegen das englische Regime am Cap zu Felde zu ziehen und es spurlos vom südafrikanischen Boden hinwegzufegen. In Consequenz dieser Theorie müßte also, wie Chamberlain es auch aussprach, England seine Südafrika-Garnisonen nicht nur nicht vermindern, sondern nach Möglichkeit verstärken. Wie Letzteres anzufangen sein möchte, ist einstweilen das Geheimniß der Imperialisten, da von der indischen Armee, unter dem Eindrucke der jüngsten aus Persien und Beludschistan, sowie aus den afghanischen Grenzländern und den Pamirgebieten gekommenen Nachrichten kein Mann abgegeben werden kann, und die heimathlichen Truppenkörper in erschreckend zunehmendem Procentsatze ihren Abgang aus unreifen, kaum dem Knabenalter entwachsenen, zum Ertragen der militärischen Strapazen untauglichen Burschen ersetzen müssen. Die Effectivstärke des englischen Contingents in Südafrika beziffert sich gegenwärtig auf rund 9000 Mann, die sich über alle vorhandenen Besitzungen, also über ein ungeheures Gebiet, vertheilen, während das Boerenaufgebot in

---

Feuilleton.

Errungen.

Roman von M. Buchholz.

13] Nachdruck verboten.

„O bitte, Comtesse, durchaus nicht, obgleich Herr von Tarden die Auszeichnung nicht verdient, denn ich bin ihm sehr böse, daß er uns seine Schwester nicht mitgebracht hat."

„Ach richtig, Durchlaucht, Sie hatten ja Ihr Wort gegeben, daß Fräulein v. Tarden heute hier anwesend sein würde", lachte Hella, „daran habe ich noch gar nicht gedacht. Schade, daß ich die Wette nicht gehalten habe."

„Wie beliebt?" fragte Stanislaus scharf und streifte mit einem finsteren Blick den Fürsten, der peinlich durch Hella's unüberlegte Worte berührt wurde.

„Sie müssen meinen Wunsch, Alles, was in meiner Macht stand, zu versuchen, um Ihr Fräulein Schwester zum Kommen zu bewegen, nicht falsch auffassen, Herr Leutnant. Comtesse weiß am besten, wie sehr ich mich über das Erscheinen Ihrer Fräulein Schwester gefreut hätte."

„Jedenfalls ist meine Schwester in keiner Beziehung ein Gegenstand für Wetten, das müßten Comtesse und Durchlaucht wissen, obgleich beide Herrschaften nur wenig den Vorzug haben, meine Schwester zu kennen!"

Der Ton klang noch mehr als die Worte ernst zurechtweisend, aber Hella, die wohl empfand, etwas Tactloses gesagt zu haben, nahm die Zurechtweisung aus dem Munde Stanislaus' nicht übel. Wie hübsch er dabei aussah, wie ernst und wie gut! Mit einem stolzen Blick sah sie zu ihm auf; ach, er war doch ein ganzer Mann, und wie unbedeutend sah die kleine Durchlaucht gegen ihn aus!

„Sie müssen nicht jedes Wort, das ich spreche, auf die Goldwaage legen, Herr Leutnant", sagte sie abbittend, „ich weiß, daß ich oft ganz unverantwortliches Zeug rede, aber — ich bin nun einmal eine kleine Plappermühle; seien Sie deshalb nicht böse!"

Hella konnte mit dem Blick, der sie für diese Worte lohnte, zufrieden sein, und sie war es auch und genoß froh und unbekümmert, ganz ihrem leichtlebigen Temperament nachgebend, die Stunden des Abends. Dabei verfiel sie wieder mehr und mehr dem alten Zauber, den Stanislaus vom ersten Augenblick an auf sie ausgeübt hatte, und war doch dabei klug genug, auch dem Fürsten ihre Liebenswürdigkeit nicht vorzuenthalten. In der That war sie einem glänzenden Falter gleich, der hin und her gaukelte im wonnigen Sonnenschein des Augenblicks. Man war bei Tische außerordentlich vergnügt, und Hella ließ mit klugem Sinn in ihrer Unterhaltung keinen ihrer beiden Ritter zu kurz kommen. Sie waren Alle zusammen in eine sehr ausgelassene Stimmung gerathen und hatten beschlossen, morgen, am letzten Tage, den Stanislaus noch in Domnika war, eine Reitpartie zu unternehmen, und zwar nach einer kleinen Försterei, um dort eine Weile auszuruhen und dann den Rückweg neu gestärkt anzutreten.

„Reitet Ihr Fräulein Schwester auch?" fragte Hella.

„Sie ist eine der besten Reiterinnen, die ich kenne!"

„Dann muß sie auch von der Partie sein", bat sie freundlich, und der Fürst stimmte lebhaft zu.

„Ich sage in meiner Schwester Namen zu und verbürge mich für ihr Kommen."

„Soll ich dagegen wetten?" fragte Hella schelmisch.

„Dieses Mal würden Comtesse die Wette verlieren", lachte Stanislaus, und setzte dann leise hinzu, da der Fürst gerade anderweitig sprach, „Gieb mir das Versprechen, Schatz, daß Du sehr lieb mit Greta sein willst; sie ist nicht gewohnt, mit Fremden zu verkehren, und fühlt sich leicht zurückgesetzt und gekränkt. Willst Du?"

Hella nickte und drückte ihm unter dem Tisch die Hand. Sie war froh und munter, schwatzte und lachte und gab sich nach dem Souper mit voller Lust dem Tanze hin. Wie schön war das Leben! Thor, der sich den Augenblick der Lust mit unnützen Sorgen vergällte. — —

Der alte Herr von Tarden glaubte sich in seine Jugend zurückversetzt, als er durch die Zimmer schritt, in denen noch Alles stand und hing wie vor jenen langen Jahren, in denen er als frischer, lebenslustiger Mensch in diesem Hause aus- und eingegangen war, verwöhnt und verhätschelt, ein Liebling der Gesellschaft, deren Huld plötzlich verschwand, als er durch seine Heirath gegen ihre Ansichten verstieß. Was lag nicht Alles zwischen heute und jener Zeit! Manches, was er lieber nicht durchlebt und gethan hätte, und Vieles, was er sich anders gedacht hatte! Damals war er ein Kind des Glückes gewesen, und heute war er ein alter Mann, unbefriedigt durch sein Leben und ein Raub aller möglichen Sorgen.

Er lehnte an der Saalthür und sah seinen Sohn mit Hella von Zittberg im Tanze sich wiegen. Wahrlich, ein schönes Paar! So mochte auch er wohl ausgesehen haben vor jenen Jahren, als er in diesem selben Hause mit der Mutter des schönen Mädchens so manchen Reigen getanzt hatte. Jetzt stand er, ein müder, alter Mann, und sah ein neu heranwachsendes Geschlecht in derselben Lust und Freude dieselben Vergnügungen genießen, ohne daran zu denken, wie bald die Lust verhallen und in einem düsteren Accord ausklingen konnte.

Nicht weit von ihm, hinter einigen hohen Topfgewächsen, saßen Gräfin Zittberg und einige andere ältere Damen der Gesellschaft, und eine machte, als Hella mit Stanislaus vorübertanzte, zur Gräfin gewandt, eine Bemerkung über das schöne Paar, das man heute so viel zusammen sah. Aber diese Aeußerung fand keine Gnade vor den Ohren der Commandeuse, die nachlässig ihren Fächer bewegte und laut genug, daß es auch Herr von Tarden, der auf das Gespräch aufmerksam geworden war, verstehen konnte, sagte:

„Wie mir gesagt wurde, ist dieser junge Officier ein Sohn von dem alten Herrn von Tarden auf Domnika, und ich begreife nicht, daß Hella so liebenswürdig gegen diesen jungen Mann ist."

„Nun, er ist ein schöner Mann und augenscheinlich ein guter Tänzer!"

„Das mag sein, aber meine Hella sollte ihm in ihrer süßen, unschuldvollen Art nicht so gütig entgegenkommen. Er ist aus keiner besonderen Familie, und solche Leute ergreifen oft statt des gebotenen kleinen Fingers die ganze Hand!"

„Nun, wer kann wissen", lachte die junge Frau von Raben, die hinzugetreten war, „es kann Alles kommen. Gott Amor versendet seine Pfeile mit geschlossenen Augen!"

„Ich muß sehr bitten, meine liebe Frau von Raben, dergleichen Aeußerungen nicht wieder zu machen; meine Hella und der Sohn dieser Leute — unmöglich!"

Weiter hörte Herr von Tarden nichts mehr. Im Begriff, seiner heftigen Aufwallung nachzugeben und der Frau, die mit solch einem grenzenlosen Hochmuth über ihn und seine Familie sprach, rücksichtslos einige Worte zu erwidern, wurde er daran durch Landrath König gehindert, der auf ihn zutrat, um ihn zu bitten, mit ihm und Rittmeister von Raben eine Partie Scat zu spielen, welcher Aufforderung er sofort nachkam, indem er innerlich sich noch lange über „niederträchtiges Weibergeklatsch" alterirte.

Die Uhr zeigte schon eine frühe Morgenstunde, als die Gäste Schloß Rahdenau verließen und auch die beiden Herren v. Tarden nach Hause fuhren. Stanislaus hatte sich den Paletotkragen emporgeschlagen und war selig im Gedanken der verflossenen Stunden und in Erwartung der kommenden. Denn die Reitpartie, an der sich auch Rittmeister Raben und seine Frau betheiligen wollen, war eine beschlossene Sache und ließ neues Vergnügen und neue wonnige Stunden erhoffen.

„Was ist das für ein kokettes Ding, diese Hella von Zittberg", sagte plötzlich sein Vater, „ich begreife nicht, Stanislaus, daß Du Dir gerade Die zum Gegenstand Deiner Huldigungen erwählen konntest."

„Warum nicht?" fragte Stanislaus verwundert.

„Weil sie genau so hochmüthig und gefallsüchtig wie ihre Mutter ist. Wenn die gegenseitigen finanziellen Verhältnisse nicht an und für sich ein Grund wären, um einem in Dir aufsteigenden Wunsch nach dieser Richtung hin hindernd zu sein, so möchte ich Dich bei Zeiten warnen, denn man kann sich vielleicht mit diesem Mädchen amüsiren, aber sie niemals heirathen. Schon der Gedanke an eine solche Schwiegertochter könnte mich vollständig in Harnisch bringen."

„Aber ich bitte Dich, Papa", lachte Stanislaus gezwungen, „ich begreife Dich in der That nicht!"

„Um mich Dir begreiflich zu machen, müßte ich auch sehr weit ausholen. Aber ich kenne die Frauen, glaub es mir. Meine Warnung in dieser Beziehung ist auch ziemlich überflüssig; Du siehst die kleine Hexe morgen zum letzten Mal, wenigstens zum letzten Mal für lange Zeit, und das ist gut. Die ganze Reiterei hätte übrigens besser unterbleiben können; aber nun sie einmal verabredet ist, mag es sein."

Stanislaus schwieg; was hätte er auch erwidern sollen? Er war schließlich Mann genug, auch gegen des Vaters Ansichten sich seine Gattin zu wählen, aber es verstimmte ihn, daß er auch in seiner Familie auf Widerstand stoßen würde, wenn er seine Verlobung bekannt machte. Das hatte er nicht erwartet, und die Andeutung des Vaters über die gegenseitigen finanziellen Verhältnisse waren gleichfalls niederdrückend genug.

Von Ransau, der den Herren schon vom Hofe entgegenkam und mit dem er, weniger verstimmt, wohl gern noch geplaudert hätte, verabschiedete er sich schnell und begab sich sofort auf sein Zimmer zur Ruhe. Er schlief auch, trotz der verdrießlichen Gedanken, bald ein.

Die Sonne schien schon lange in seine Fenster, als er erwachte und ein Blick auf seine Uhr ihn belehrte, daß es die höchste Zeit wäre aufzustehen, um Greta von dem projectirten Vergnügen zu erzählen und die nöthigen Anordnungen zu treffen. Er fand Mutter und Schwester im Wohnzimmer, und nachdem er ihre Fragen über alle möglichen Einzelheiten des gestrigen Abends beantwortet hatte, erzählte er Greta, wie sehr man ihr Fernbleiben gestern bedauert hätte. Diese lächelte dazu ungläubig und fuhr ordentlich erschrocken auf, als er ihr dann von der heutigen Reitpartie, zu dem er auch fest ihr Erscheinen zugesagt habe, berichtete.

SLUB
Wir führen Wissen.